Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(6. Fortsetzung.)

Zitternd trug ihr das entsetzte Mädchen das Gewünschte zu.

Noch einmal raffte sich die Todtkranke auf und ergriff die Feder.

„Ich widerrufe —" begann sie zu schreiben, da stieß sie einen leisen Schrei aus, preßte die Hand auf's Herz, und Sophie hielt in ihren Armen eine Leiche....

Die Gräfin schloß die Augen, als könnte sie dadurch die entstellten Züge der Todten aus ihrer Erinnerung bannen und all' die Bilder des Jammers, die nun gefolgt....

Georg war am nächsten Morgen auf das Telegramm hin, welches ihm die tödtliche Erkrankung seiner Mutter meldete, aus Wien eingetroffen—am selben Morgen, wo er nach Karlsbad zu eilen gedacht, um sein und der Geliebten Glück vor aller Welt Augen zu begründen. Wie erschütternd war der Schmerz—doppelt furchtbar, weil es kein reiner, heiliger Schmerz blieb, weil sich in das Weh um den jähen Tod der besten Mutter wüstes Grauen mischte, vergebliches Grübeln über ein unheimliches Räthsel. Und Sophie selbst mußte dem Gebeugten diese schlimmere Last aufbürden; sie hatte die Pflicht, ihm jenen Auftrag der Sterbenden zu übermitteln, und sagte Alles — nur jene englischen Worte verschwieg sie, sie glaubte kein Recht zu haben, das Erlauschte preiszugeben und, hiervon abgesehen, diese häßlichen Worte konnten ihm ja die Pein gewiß nicht erleichtern, nein, nur vermehren. Er aber litt ja auch ohnehin so bitter, obwohl seinen Lippen kein Wort der Klage entschlüpfte. Er war, als sie ihn an der Schloßpforte empfangen und auf seine Frage, ob er noch rechtzeitig komme, nur mit heißen Thränen geantwortet, mit Aufgebot aller Kraft aufrecht geblieben, dann, an der Bahre der Mutter, hatte sich sein jäher Schmerz in leisem, stundenlangem Schluchzen zu lösen begonnen, aber als sie auf seine Bitte die letzten Augenblicke der theuren Frau berichtet, fand sein Auge keine Thräne, die bedrückte Brust keinen Seufzer mehr, und das Antlitz des Brütenden nahm jenen Ausdruck düsterer Trauer an, welcher ihr mitleidiges Herz tiefer bewegte, als es jede Raserei des Schmerzes vermocht hätte.

Er wollte nicht des Näheren wissen, wer die beiden Menschen gewesen, die seiner Mutter den Tod gebracht, und als der alte Fritz ihn fragte, ob man denn „diesen Mördern" nicht nachsetzen solle, wies er ihn streng hinweg; auch von Sophie heischte er keine Wiederholung ihres Berichts und that keine Frage, ob sie nicht mehr wisse; und doch mochten es wohl nur diese qualvollen Gedanken sein, die ihn erfüllten, während er Stunde um Stunde am Fußende des Sarges lehnte, die Augen starr auf das Antlitz gerichtet, welches im Leben so edel und ruhig gewesen und nun im Tode den Ausdruck tiefsten Entsetzens trug.

Wie eingemeißelt lag es auf dem entstellten Antlitz, und die Hunderte, die zur Schloßkapelle von Petrowitz gezogen kamen, um noch einmal die friedvollen, gütigen Züge ihrer Wohlthäterin zu schauen, wandten sich erschüttert ab, und von Mund zu Mund ging die leise Klage: „Sie war ein Engel, und ihr hätte ein Engel sanft die Seele von den Lippen küssen sollen—wodurch hat sie ein solches Sterben verschuldet?" Da ließ der Unglückliche seiner Mutter Antlitz mit einem Flor decken....

Es war ein Begräbniß, wie es diese Gegend noch nicht gesehen, und die Augen von Hunderten, die in dem fast unübersehbaren Zuge aus dem Schlosse zum Erbbegräbniß der Thernstein schritten, waren feucht — nur der Sohn wankte trockenen, glühenden Auges und todtenbleich hinter dem Sarge einher und hatte kaum einen Blick für das geliebte Mädchen, welches ihm zur Seite ging und dessen Herz neben dem tiefen Weh um die Dahingeschiedene auch von der bangen Sorge um ihn erfüllt war. Erst als sie heimgekehrt waren und noch einmal Hand in Hand das Sterbezimmer betraten, schien sich der Bann, der um sein Herz lag, wenigstens auf Augenblicke zu lösen. Er schluchzte auf, zog ihre Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Ich habe nun Niemand mehr als Dich," stieß er mühsam hervor. „Denk' daran, Sophie, was auch immer kommen mag!"

Sie strich ihm das Haar aus der Stirne.

„Von mir soll Dir nur Freude werden, Georg, so lang' ein Athem in mir ist. Und was könnte kommen, was stark genug wäre, uns zu scheiden? Mein Vater —"

Sie stockte; sie hatte ihrem Vater sofort telegraphisch die Trauerkunde mitgetheilt und ihn gebeten, zu kommen; erst einen vollen Tag später war seine Antwort eingelaufen, er sende an den Baron gleichzeitig seine Condolenzdepesche ab und bitte sie, demselben auch mündlich sein lebhaftes Mitgefühl auszudrücken; am persönlichen Erscheinen bei dem Begräbniß hindere ihn der Befehl der Aerzte, welche eine Unterbrechung der Kur für geradezu lebensgefährlich erklärten. Einige Stunden später war eine zweite Depesche eingetroffen: „Halte es für selbstverständlich, daß Du sogleich nach dem Begräbniß nach Benkendorf heimkehrst und aus Gründen der Schicklichkeit vorläufig ein Alleinsein mit dem Baron möglichst vermeidest. Bin in etwa zwei Wochen bei Dir."

Das klang Alles freilich nicht allzu herzlich, aber—tröstete sie sich — es enthielt ja auch nichts, was gegen sein Versprechen zu deuten war. Und darum fuhr sie nun auch tapfer fort:

„Mein Vater wird sein Wort halten, —welche Einwendung könnte er auch gegen Dich erheben?"

„Und wenn er es dennoch versucht?" fragte er.

„Er wird nicht!" rief sie. „Was sollten wir zu unserem Schmerz auch noch diese Sorge fügen!"

„Ach!" erwiderte er, „mir ist, als bebte der Boden zu meinen Füßen, als müßte Alles, woran ich mich gehalten und gefreut, fallen, seit —"

Er stockte und preßte die Lippen zusammen.

„Es ist zu furchtbar," murmelte er und drückte die Hand flach an die Stirn, als wollte er damit die Gedanken, die ihm das Hirn durchwühlten, niederdrücken. Dann aber raffte er sich gewaltsam auf.

„Leb' wohl!" sagte er. „Ich werde Dich nun an die drei Wochen entbehren müssen. Ich muß zur Testaments-Eröffnung nach Prag, dann nach Wien und Graz—Du weißt, daß meine Mutter die Verwaltung ihres Vermögens fast allein geführt hat — es ist ein Wust von Geschäften zu ordnen, mein Anwalt drängt zur Eile."

„Geh mit Gott!" sagte sie. „Ich will Dir Deinen Schmerz nicht nehmen, so wenig, als ich den meinen missen möchte, aber doch ist's mir, als sollte ich die Nothwendigkeit segnen, welche Dich so rasch zu Deinen Pflichten zurückführt. Auf Wiedersehen in Benkendorf!"

„Auf Wiedersehen!" sagte er und streifte ihre Stirn mit seinen Lippen. „Möge meine Ahnung — doch nein! — ich will wieder tapfer werden — tapfer wie Du, Sophie!"

Neun Jahre lagen zwischen jenem Herbsttag und heute, aber noch klang ihr jedes Wort im Ohr, noch stand sein Antlitz vor ihrem Auge. Dies Antlitz war kummervoll und düster gewesen, wie die Ahnung, die sich ihm auf die Lippen gedrängt — grau und dumpf war ihr damals diese Stunde erschienen wie das häßliche, nebelige Septemberlicht, welches draußen über den Stoppelfeldern den halb entlaubten Bäumen lag, wie die laue von Weihrauchduft erfüllte Luft in jenem Gemache. Heute aber — und ach, seit vielen Jahren schon — wollte ihr diese Stunde gleichwohl wie eitel Licht erscheinen und das mühsam errungene Wort: „Tapfer wie Du!" als das erquicklichste, welches sie von seinen Lippen vernommen. Denn damals hatte er ihr noch geglaubt, wie sie ihm glaubte, hatte ihr vertraut, wie sie ihm vertraute—und es war nichts in seiner Seele, das ihm nicht völlig klar und verständlich gewesen wäre. Und damals zum letzten Male..

Wie war es nur gekommen? Wie hatte sich dieses graue Gespinnst von Zweifeln und Mißverständnissen zwischen ihn und sie legen, wie hatte es ihr allmälig sein Bild trüben können, daß sie zunächst nur noch die Umrisse der geliebten Gestalt sah, und dann auch diese nicht mehr?

Die Brütende richtete sich auf und starrte vor sich hin, als könnte, als müßte sie in dieser Stunde das häßliche Zwielicht durchdringen. Aber was ihr vor die Seele trat, glich dem Bilde, welches ihr Auge sah, wenn sie die schmerzhaft brennenden Lider öffnete. In Dämmerung lagen die Gegenstände um sie her, der Schreibtisch, die Bibliothek, die Bilder an der Wand, und die einzelnen Sonnenstrahlen, welche durch die geschlossenen Gardinen drangen und hier eine Leiste, dort ein Stücklein Teppich oder Gemälde hell und grell hervorhoben, machten das Gesammtbild nur noch wirrer, daß ihr das liebvertraute Gemach fremdartig und seltsam erschien. „Licht! Licht!" murmelte sie, erhob sich und zog eine der Gardinen empor. Nun fluthete die Sonne hell herein, sie saß wieder in ihrer Ecke nieder und schaute um sich. Sie kannte jedes Buch drüben, jede Arabeske des Smyrna-Teppichs, jede Nippsache auf der Etagere. Das war das Gemach, in welchem sie seit fünf Jahren Tag für Tag verweilte, ihr „Kerker", wie sie es oft genannt — aber wie war sie in den Kerker gerathen, was hatte sie von Georg getrennt und schließlich dem düsteren, betagten, ungeliebten Freier in die Arme getrieben? Ach, in dieses Dämmer drang das klare Licht des Sommertags nicht, und es wollte sich ihr auch in dieser Stunde nicht ganz klären, so wenig wie in all den anderen voll schmerzvollen Brütens, welche sie in demselben Raume verbracht. Und die einzelnen Strahlen, die hindurch huschten, ließen ihr das Räthsel ihres Lebens nur noch verworrener erscheinen.

In den Wochen, die jener Abschiedsstunde zunächst gefolgt, da war noch Alles gut gewesen, oder doch fast gut. Es waren häßliche Spätherbsttage, und sie mußte sie ganz einsam auf ihrem Schlößchen verbringen; die altersschwache Erzieherin taugte nicht zur Gesellschaft, und der brave Fritz nur wenig, und doch hätte sie dringend eines Trostes, einer Ablenkung von ihrem tiefen Schmerze um die Pflegemutter, ihren Grübeleien über das Räthsel dieses Todes bedurft. Aber wie ihr auch zu Muthe war, unglücklich fühlte sie sich nicht. Felsenfest war noch ihr Vertrauen auf die beiden Menschen, die ihr geblieben, den Geliebten und den Vater. Beide mußten länger in der Ferne verweilen, als sie gedacht; der Vater, weil ihm die Aerzte auch nun noch die Abreise von Karlsbad verboten, Georg, weil die Ordnung des Nachlasses all seine Kraft in Anspruch nahm. So schrieb er, und mehr zwischen als in den Zeilen stand zu lesen, daß er in trüben Sorgen sei — sie suchte ihn zu trösten und wagte nicht zu fragen, was ihn bedrücke; sie glaubte es zu wissen; es waren sicherlich die Schatten jener unheimlichen Unterredung, die sie belauscht.

Daß die beiden Unholde wieder aufgetaucht und Georg den Wunsch der Sterbenden erfüllt, erfuhr sie durch Fritz, welcher es ihr eines Morgens als neueste Nachricht, die er vom Petrowitzer Gutsverwalter erhalten, mit tiefstem Grimm, ja mit ihrem Entsetzen berichtete. „Statt sie in's Zuchthaus zu schicken, schenkt er ihnen ein Vermögen," jammerte er, „es wird sein Ruin". Sie fragte nicht, was der Alte damit meine, sie scheute davor zurück, an das Grauenhafte zu rühren. Daß sich Georg durch die Einlösung jener Schenkungsurkunde etwa auch in Geldsorgen gestürzt, ahnte sie nicht und konnte sie nicht ahnen; — die Baronin hatte ihr stets als unermeßlich reich gegolten; sie hatte es von ihrer Erzieherin, ihrem Vater, von aller Welt nie anders gehört.

Dann, einige Tage später las sie in den Zeitungen von dem großartigen Testamente der Dahingeschiedenen; wie in ihrem ganzen Leben, hieß es da, habe sich die edle Frau auch in dieser letzten Fürsorge als ein Genie im Wohlthun erwiesen. Es waren Schenkungen, wie sie nie vorher aus den Kreisen des österreichischen Adels geflossen; besonders hervorgehoben wurde die „Friedrich von Thernstein"-Stiftung, welche mit weiser Einsicht und fürstlicher Freigebigkeit zugleich das Loos der Aermsten unter den Armen, der außerehelich geborenen Kinder zu bessern suchte. Daneben waren zahllose wohlthätige Institute mit Spenden bedacht, namentlich auch die Armenkassen von Pernhofen, Petrowitz und den anderen Gütern des Geschlechts.

Mit Rührung las Sophie das Lob, welches der Theuren gespendet wurde, und von dem ein reiches Theil auch auf den Sohn fiel, welcher das Testament nicht blos dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach ausgeführt und fast mehr gethan, als wozu er verpflichtet gewesen. Wohl dachte sie daran, daß die Baronin Alles hatte widerrufen wollen, aber dies trübte ihr die schöne Empfindung nicht im Geringsten.

Auch ihr Vater schien dieselbe zu theilen. Das sei eine glückliche Frau gewesen, schrieb er, sie habe so wohlthätig sein dürfen, als ihr das Herz befohlen—„unsereins hat es nicht so gut!" Daß die Baronin sehr begütert gewesen, habe alle Welt gewußt; dennoch sei Jedermann durch das Testament überrascht; für so unermeßlich reich habe sie Niemand gehalten, denn diese zärtliche Mutter habe trotzdem ihrem Sohne sicherlich nicht Abbruch gethan.

„Wäre ich selbst reich," schloß er, „so ließe mich das gleichgiltig, so aber freut mich um meines Kindes willen der Reichthum des Mannes, der es liebt."

So herzlich klangen all' seine Briefe; er wurde nicht müde, auszumalen, welche Pein es ihm bereite, seinem geliebten Kinde fernbleiben zu müssen. „Die Aerzte," klagte er, „versichern mich eben, daß es Selbstmord wäre, vor der gänzlichen Genesung Karlsbad zu verlassen; im Uebrigen brauchst Du Dich meinetwegen nicht zu ängstigen; bleibe ich hier und führe die Kur gänzlich durch, so hat es keinerlei Gefahr."

Erst Ende November fand er sich in Benkendorf ein; er schien wirklich wie verjüngt.

„Was hat Dir Georg geschrieben?" fragte er.

Sie berichtete den Inhalt, der ihn sehr zu verstimmen schien. Er verlangte die Briefe zu sehen; sie gehorchte ungern, doch glaubte sie ihm dies nicht verweigern zu dürfen. Kopfschüttelnd gab er sie ihr zurück; der sonst so kindlich-heitere Mann war nun aufrichtig bekümmert.

„Hast Du keine Ahnung, was dies für Sorgen sind?" fragte er dringlich, und als sie verneinte, versank er in tiefes Brüten. „Sollten am Ende die Gerüchte doch nicht lügen?" hörte sie ihn murmeln.

„Welche Gerüchte, Papa?"

„Es ist nichts, Kind, die Welt spricht allerlei....Aber wissen muß ich doch, woran wir sind! Ich werde ihm schreiben, daß ich hier seiner Werbung harren werde."

Er that es, auch ihrer Bitte, gleichzeitig schreiben zu dürfen, willfahrte er bereitwillig. „Es erschiene zwar," meinte er, „dem Fernerstehenden etwas seltsam, das ein Mädchen den Geliebten mahnt, nicht länger mit seiner Werbung zu zögern, aber es liegt mir daran, Dir und ihm zu beweisen, daß ich, von jedem Vorurtheil losgelöst, nur eben Dein Glück ersehne."

Eine solche Mahnung freilich enthielt ihr Brief nicht, nur eben die Bitte, zu kommen, wenn es seine Pflicht gestatte. Die Antwort traf umgehend ein: er werde Mitte December in Benkendorf sein.

Es war ein schöner, sonniger Wintermorgen, als er von Petrowitz her zu Pferde vor das Schlößchen gesprengt kam. Sie eilte ihm entgegen und faßte seine Hand.

„Willkommen, Georg!" rief sie. „Du hast schwere Tage hinter Dir," fuhr sie fort, als sie in sein Antlitz blickte, welches so verwandelt war, als wären die Wochen der Trennung ebenso viele Jahre gewesen.

Er nickte, dann strich er ihr die Löckchen aus der Stirn.

„Ich bin bei Dir, und Du bist mein Glück!" sagte er mit einem Ton und Blick, die sie tief ergriffen. „Nun wollen wir der Schatten nicht gedenken!"

Der Baron trat hinzu und begrüßte ihn herzlich; Georg erwiderte die Freundlichkeit, wie sie mit Schmerz gewahrte, etwas kühl und schien auch während des Frühstücks befangen. Sie schob es auf die Nachwirkung jener Sorgen, deren Spur so deutlich auf seinem Antlitz geschrieben stand, und als sie sich auf einen Wink ihres Vaters in ihr Zimmer zurückzog, harrte sie dort klopfenden Herzens, aber ohne auch nur die Möglichkeit zu erwägen, daß sich die beiden Männer nicht verständigen könnten.

Die Zeit verstrich; es währte an die zwei Stunden, bis der Vater bei ihr eintrat.

„Georg läßt sich Dir empfehlen," sagte er gepreßt, „er kommt wohl nächster Tage wieder; so versprach er es wenigstens!"

Sie fühlte ihr Herz stille stehen.

„Papa!" schrie sie auf, „was hat es zwischen Euch gegeben?"

Er rieb sich verlegen die Hände.

„Nichts, Kind....beruhige Dich nur — es wird wohl Alles noch gut. Aber Du bist so bleich—soll ich Dein Mädchen rufen?"

„Du wirst mir die Wahrheit sagen," erwiderte sie. „Er ist ohne Abschied von mir gegangen. Hast Du seine Werbung abgelehnt?"

„Nein!" rief er und begann es ihr mit furchtbaren Schwüren zu betheuern.

„Was kann es also sonst sein?" fiel sie ihm in's Wort und blickte ihn so fest an, daß er Mühe hatte, ihr in's Auge zu sehen.

„Kind!" sagte er so würdevoll und gewichtig, als ihm dies irgend gelingen wollte, „das sind Dinge, die Du keinesfalls erfahren sollst. Entweder besinnt er sich zum Guten — und dann wäre es Frevel, Dich nutzlos erschreckt zu haben, oder er kommt nicht wieder, und dann — dann—soll Dein Vater allein die Last dieses Geheimnisses tragen; Du aber wirst die bloße Thatsache bitter genug empfinden...."

Seine Stimme zitterte; er schien seiner Bewegung kaum noch gebieten zu können.

Sie schlug die Hände vor's Antlitz.

„Barmherziger Gott!" murmelte sie. „Das ist ja nicht möglich!.....Welches Geheimniß....Ich ertrag' es nicht! — Die Wahrheit — ich will die Wahrheit wissen!"

Vergeblich versuchte es der Baron, sie zu beruhigen. „Die Wahrheit!" rief sie immer wieder; es war in ihrem Wesen wieder etwas von der wilden, trotzigen Leidenschaftlichkeit des Kindes. „Und willst Du sie mir verschweigen, so werde ich Georg selbst fragen."

„Das fehlte noch!" wehrte er entsetzt ab. „Wir sind arm," flehte er dann, „wahre Dir Deinen Stolz! Eine Lanzenberg ist für einen Thernstein noch lange gut genug. Ueberlege es Dir doch! Du willst zu dem Manne eilen, der Dir früher seine Liebe betheuert hat, und ihn fragen, warum er nun mit seiner Werbung zögert?"

„Er wird seine Gründe haben...."

„Gewiß, aber sie sind nicht stichhaltig. Dir muß es genügen, wenn ich, Dein Vater, Dir zuschwöre, daß das Hinderniß nicht an mir liegt. Nur, wenn Du dies nicht glaubst, darfst Du das Unerhörte thun!"

Das wirkte; er hatte sich nicht umsonst an ihr kindliches Vertrauen gewendet, ihren Stolz wachgerufen. Ihr Herz litt und blutete, daß es einen Stein hätte erbarmen können, aber sie fragte nicht mehr. So verging der Rest des Tages, so eine Woche. Auch der Baron schien seine Fassung nur mit Mühe zu bewahren, ja zuweilen rannen ihm die hellen Thränen über die Wangen, während sie trockenen Auges dasaß.

„Muth, mein armes Kind," schluchzte er. „Kommt er nicht, so war er Deiner Liebe nicht werth! Aber noch hoffe ich, daß sich Alles zum Guten wendet."

Diese Hoffnung schien sich zu erfüllen. Eines Morgens, am Vortage vor Weihnachten, erschien Georg wieder und hatte abermals eine stundenlange Unterredung mit dem Baron. Von Fieberschauern gerüttelt, saß Sophie in ihrem Zimmer und harrte, bis sie endlich die Qual nicht länger ertrug.

Entschlossen erhob sie sich und ging in das Bibliothekzimmer, wo sie die Beiden beisammen wußte. Sie standen ihr abgewendet, in erregtem Gespräch; so überhörten sie ihren Eintritt.

„Ich verweigere Ihnen diese Unterredung," sagte eben der Baron, „weil ich meinem Kinde die nutzlose Aufregung sparen will."

Noch ehe er vollenden konnte, trat sie vor.

„Ich will dabei sein, wenn über mein Leben entschieden wird," sagte sie. „Was trennt Euch?"

Der Vater mußte sich an einer Stuhllehne halten, ein so jähes Zittern hatte ihn befallen.

„Sophie," sagte er, „das — das ist unweiblich!"

Georg aber eilte ihr entgegen; erst hart vor ihr blieb er stehen, und seine Züge, in denen es freudig aufgeleuchtet, verdüsterten sich wieder.

„Ich danke Dir," sagte er gepreßt. „Es ist mir ein Trost für die Zukunft, daß Du gekommen bist. So kann ich Dich selbst bitten, auszuharren...."

Lanzenberg hatte sich gefaßt.

„Der Baron und ich haben uns geeinigt," sagte er hastig. „Wir erkennen Beide, daß heute eine Verbindung zwischen Euch unmöglich ist. So herzlich wir sie wünschen, die Hindernisse sind vorläufig unüberwindlich. Nach Jahresfrist stehen die Dinge hoffentlich anders...."

„Aber was ist es?" rief sie ungestüm. „Du behandelst mich wie ein unmündiges Kind, Vater — aber Du, Georg, solltest mich besser kennen. Sprich!"

Schwer athmend, die Augen gesenkt, stand er vor ihr.

„Ich darf nicht!" stieß er hervor. „Frag' nicht weiter....es ginge sonst über Menschenkraft....Ich kann Dich nur anflehen, an mich zu glauben, wie ich an Dich glaube."

„Ich mache Dir dies leichter, als Du mir," erwiderte sie bitter. „Sprich!" flehte sie noch einmal.

„Er darf wirklich nicht!" versicherte der Vater. „Leben Sie wohl, Baron, ich sagte es Ihnen ja voraus, es würde eine nutzlose Aufregung sein. Was ich Ihnen zugesichert, werde ich halten."

Georg trat auf sie zu; er faßte ihre Hand, sie ließ sie ihm kaum eine Sekunde lang. „Leb' wohl!" murmelte sie. „Oh, es ist nicht recht von Euch Beiden." Und als sich die Thür hinter ihm geschlossen, schrie sie wild auf und brach zusammen.

....Diese Scene stand klar vor ihr, aber schattenhaft und fahl zogen nun an ihrem Erinnern die Tage, die Wochen, die Monate vorüber, die dann gefolgt. Sie klagte nicht, sie sprach kein Wort des Vorwurfs gegen den Vater, aber in ihrem Herzen wühlte die Bitterkeit gegen ihn und den Geliebten. Er drang darauf, das öde Benkendorf zu verlassen, und sie gehorchte; sie verlebten den Rest des Winters in Nizza, den Frühling in Meran, den Sommer in St. Moriz. Eine Welt voll fremder, lichter Schönheit zog an ihr vorüber, die ihr Leben bisher im Ackerlande der böhmischen Ebene verbracht; sie konnte sich der Märchenpracht nicht freuen; alle Welt kam dem Manne von altem Adel und seiner schönen Tochter mit größter Freundlichkeit entgegen; an Bewunderern fehlte es ihr wahrlich nicht, und es waren Männer darunter, deren Huldigung sie stolz machen durfte, aber die einzige Empfindung, welche ihr Herz dabei erfüllte, preßte sich in die Klage zusammen: „Und der Eine, dem ich zu eigen sein möchte, bleibt mir fern, zudem aus einem Grunde, den er selbst nicht auszusprechen wagt!"

Nur Eines noch war in ihr stärker, als dieses bittere Weh, das Verlangen, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. „Klarheit!" — sie dürstete danach, wie der Verschmachtende nach dem rettenden Trunk, aber drang sie in den Vater, so klagte er ihr nur eben wieder einmal vor, daß er machtlos sei gegenüber diesem „Verhängniß", welches näher anzudeuten ihn ein heiliger Schwur hindere. So grübelte sie denn allein, Tag um Tag, Nacht um Nacht—o diese schlummerlosen Nächte, welche ihr das Roth von den Wangen stahlen und allen Lebensmuth aus dem jungen Herzen....Endlich hatte ihr armes Hirn eine Vermuthung ausgebrütet, welche es festhielt: Gewiß, das Unheil entstammte jener furchtbaren Sterbestunde; ihr waren auch die Schatten entstiegen, welche nun ihr Glück umdüsterten — vielleicht auf immer, wahrscheinlich auf immer....

Die Frist, von der ihr Vater gesprochen, war vorüber; sie hatten das Weihnachtsfest in Nizza begangen, da ließ sie ihr Vater eines Tages allein; dringende Geschäfte, versicherte er, beriefen ihn nach Mailand.

Nach zwei Tagen trat er schluchzend, ein gebrechlicher Greis, vor sie hin.

„Nun ist Alles vorbei!" brachte er endlich mühsam hervor. „Baron Thernstein will das Hinderniß nicht beseitigen. Du mußt den Unwürdigen vergessen."

Er hielt inne, auf einen Ausbruch wildesten Schmerzes gefaßt. Sie aber beugte nur ihr Haupt und murmelte endlich, als er zu schluchzen fortfuhr:

„Geh'—um Christi Erbarmung willen geh'—ich will allein sein...."

Erst am nächsten Morgen trat sie vor ihn hin — entsetzt blickte er sie an; war dies das jugendschöne Antlitz seines Kindes?! Und er begann wieder zu wehklagen, noch ehe sie gesprochen. Sie aber fragte kurz, mit einer Stimme, die ihm gleichfalls ganz fremd erschien, so heiser und mißtönig war sie:

„Was war jenes Hinderniß? Nun werde ich es wohl erfahren dürfen?"

Er sträubte sich und berief sich auf den Schwur, den er geleistet.

„Halte ihn!" erwiederte sie. „Aber dann werde ich, und wenn Du mich in Ketten schlügest, Georg aufzusuchen wissen und ihm die Antwort abzwingen!"

Er starrte sie erschreckt an; das Mädchen war fähig, die Drohung wahr zu machen.

„Nun denn," berichtete er endlich, „es war das verdammte Geld!"

„Geld!" schrie sie auf und griff sich wie eine Wahnsinnige in's Haar. „Geld!....Weil ich arm bin? Aber nein, Du lügst, so erbärmlich denkt Georg nicht."

Er fühlte, wie viel von seiner Antwort abhing, und nahm seine ganze Kraft zusammen. „Er ist nicht ganz so schuldig, wie es Dir scheinen möchte, aber wahrlich noch immer schwach genug. In dem Widerstreit der Pietät für die Mutter und der Liebe zu Dir hat er Dich geopfert!"

„Das verstehe ich nicht, sprich deutlicher!"

„Nun denn, wenn Du Alles wissen willst....Seine Mutter hat ihm in ihrem Testamente die Verbindung mit Dir nicht gerade verboten, aber doch nur für den Fall gestattet, wenn nach Abzug all ihrer Schenkungen ein Vermögen in bestimmter Höhe verbleibt. Und da er jetzt nicht so viel besitzt, noch in den nächsten Jahren besitzen kann, so opfert er Dich, um nicht gegen die Todte ungehorsam zu werden!"

„Und mir dies zu verschweigen, hat er Dich mit einem Eide gebunden?"

„Ja!"

„Und Du, mein Vater, ließest Dich binden?"

„Mein Gott," sagte er, „er bat so dringend. Auch that ich es eigentlich gern. Denn ich dachte mir: was immer Du vermuthen mochtest, es könnte Dir nicht so weh thun, wie die Wahrheit!... Aber vielleicht ist es besser so," fuhr er hastig fort, „nun wirst Du ihn leichter vergessen können!"

Sie blickte ihn noch immer an, als könnte sie das Unglaubliche nicht fassen.

„Zeige mir die Briefe Georgs," sagte sie dann. „Ich muß Beweise haben, wenn ich Dir glauben soll!"

„Du kränkst Deinen greisen Vater tief," erwiderte er, „aber ich will Deinen Willen thun. Briefe des Barons, welche auf diese Sache Bezug haben, besitze ich natürlich nicht, da wir ja mündlich verhandelten, aber er hat mir gleichzeitig mit der Einladung nach Mailand eine Uebersicht seines Vermögens übersendet. Hier ist sie."

Er reichte ihr das Blatt hin. „Das wird Dir zum Beweise genügen, worin jenes Hinderniß wurzelte."

Sie nahm das Blatt, warf einen flüchtigen Blick auf die Zifferreihen und schleuderte es dann weit von sich, als hätte sie die Berührung beschmutzt. Schweigend verließ sie das Zimmer.

Drei Tage blieb sie allein mit ihrem Schmerze, ihrem Zorn, ihrer Scham, dann trat sie wieder vor ihren Vater. Er fürchtete eine neue Scene, neue Fragen. Sie aber bat nur:

„Hier haben wir viele Bekannte und können nicht einsam leben. Du sprachst von einer Reise nach Spanien — wollen wir dahin gehen? Heute — oder doch morgen?"

Er willfahrte ihrem Willen. Zwei Tage später hatten sie in Genua den Dampfer bestiegen, der sie nach Barcelona brachte, und bis tief in den Frühling hinein blieben sie in Spanien.

Achtes Kapitel.

Damals, in Madrid, im Hause des österreichischen Gesandten, war sie dem Grafen Dietrich von Thernstein zuerst begegnet. Wenn ihr zu jener Zeit Jemand prophezeit hätte, daß dieser alternde Mann, über den das Gerücht so viel des Unheimlichen zu berichten wußte, dereinst ihr Gatte sein werde, es wäre ihr wie Wahnwitz erschienen. Freilich hätte sie jede andere, ähnliche Weissagung über ihre Zukunft, und wenn sie sich auf den Edelsten und Herrlichsten bezogen hätte, gleich entschieden als eine Unmöglichkeit abgewehrt. Wem hätte ihr Herz noch vertrauen mögen, nachdem ihm dieser Mann gelogen, der ihm, seit es empfinden konnte, als die Verkörperung allen Hochsinns erschienen! Das Gefühl wilden Wehs war einer dumpfen Qual gewichen — ihr graute vor den Menschen und jedem kommenden Tage.

Aber noch war dies Herz zu jung, noch empfand es zu heiß und leidenschaftlich, um sich nicht aus diesem Siechthum emporraffen zu können. Das erste Zeichen der beginnenden Genesung war freilich die Wiederkehr des Schmerzes. Es war in ihrem Schlößchen zu Benkendorf, zur Frühlingszeit, nach der Heimkehr aus Spanien. Der Vater hatte ihrer Bitte nachgegeben, hier einige stille Wochen verbringen zu dürfen, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Georg auf seinen Besitzungen in Steiermark verweile und dort so von Arbeiten und Geschäften festgehalten sei, daß er sein Erscheinen in Petrowitz nicht zu befürchten brauche; eben darum hatte er sie auch ohne Sorgen allein gelassen und war nach Karlsbad gegangen. Hier, an der Stätte, wo sie einst so glücklich und gläubig gewesen, fühlte sie ihr Herz wieder rascher pochen; sie schüttelte die dumpfe Entsagung ab und litt und rang und kämpfte wieder. Hier, wo sie keinen Pfad gehen konnte, den nicht einst er mit ihr gegangen, auf keinem Platze ruhen konnte, an dem nicht seine weiche, liebreiche Stimme an ihr Ohr geschlagen, hier mußte sie ihn wieder so wild hassen und verachten, wie in jenen Tagen fast sinnloser Raserei, die sie nach der Erklärung ihres Vaters in Nizza verbracht, und nun mußte sie auch wieder mit dem Gedanken ringen: „Unmöglich — so niedrig denkt Georg nicht! Fand sich im Testament seiner Mutter eine solche Bestimmung wirklich, so hätte sein Hochsinn auch dafür einen Ausweg gefunden!" Aber wenn Georg unschuldig war, dann war ja ihr Vater schuldig, — und welcher Verbrechen — des falschen Eides, der häßlichsten Intrigue, die je ein Feind gegen den Feind gesponnen, geschweige denn der Vater gegen sein einzig Kind! Er war nicht willensstark, das wußte sie, auch hatte sie ja wohl schon bemerkt, daß er in Kleinigkeiten unwahr sei, wie er denn zum Beispiel das kleine Benkendorf zuweilen seinen Bekannten als prächtige Domäne schilderte — aber eines tückischen Betruges an ihr war dieser weiche, zärtliche Vater nicht fähig. Und wozu hätte er seine Seele mit diesem Verbrechen belasten sollen? Er wünschte sein Kind mit einem reichen Manne vermählt — Georg war ja reich! Und hatte sich Georg benommen wie Einer, der seine Stirn frei erheben darf? Warum war er bei ihren Fragen stumm geblieben und hatte sich zuletzt nicht einmal mehr in ihre Nähe gewagt? Und dennoch! — als sie wieder unter den „Drei Tannen" saß, wo er vor fünf Jahren an jenem unvergeßlichen Julitage, zuerst ihren Mund geküßt, — — — „tapfer und treu!" Die Worte klangen ihr nach, als wären sie vor Tagen gesprochen — nein! dieser Mann konnte nicht feig und untreu geworden sein. Und dieselbe Empfindung erfüllte ihr Herz, als ihr in diesen Tagen, in einer Lade des Schreibtisches, welche lange verschlossen gestanden, das kleine Büchlein in die Hände fiel, in welches sie einst, ein rechter Backfisch, jeden Zug aufgezeichnet, der ihr an ihm gefallen. An mancher Stelle mußte sie heute unwillkürlich lächeln, so fern ihr auch die Heiterkeit lag — wie kindisch, wie thöricht war dies verstohlene Geplauder — und doch, die Eigenschaften, die sie ihm so überschwenglich nachgerühmt, hatte er ja damals wirklich besessen! Damals— und heute?!

Da sollte ihr Klarheit werden. Als sie eines Morgens wieder unter den „Drei Tannen" saß und der entschwundenen Zeit gedachte, hörte sie einen Schritt auf dem Kiesweg, daß ihr das Blut in die Wangen und dann wieder zum Herzen drängte — das war Georg. Bleich, kaum seiner selbst mächtig, stand er vor ihr.

„Sophie," begann er mit zitternder Stimme, „wollen wir nicht heute wieder für Minuten mit einander sprechen, wie in der alten Zeit? Willst Du anhören, was ich Dir sagen darf? Du thust mir Unrecht —"

Sie hatte sich gefaßt. Daß er sie heute, hier, wo er den Vater fern wußte, überraschte, weckte ihren Stolz.

„Unrecht?!" erwiederte sie. „Du hast geschwiegen, als ich Dich anflehte, zu reden!"

„Und ich müßte auch heute wieder schweigen," rief er, „wenn Du dieselbe Frage stellen solltest. Aber sei barmherzig, thu' es nicht, höre an, was ich —"

„Vor derselben Frage bist Du sicher," fiel sie ihm wieder in's Wort. „Ich brauche Deine Antwort nicht mehr, da ich die meines Vaters habe."

„Er aber hat gelogen!" rief er wild. „Denn die Wahrheit kann er Dir nicht gesagt haben!"

Da übermannte auch sie die Entrüstung. „Du wagst es, meinen Vater einen Lügner zu schelten," preßte sie mühsam hervor. „Und hätte ich Dich bis zur Stunde noch geliebt, so wäre mir doch der Mann nichts mehr, der an das greise Haupt meines Vaters zu tasten wagt. Gelogen hat er? So antworte denn, aber ohne Umwege, mit Ja oder Nein! Antworte, Georg, war's nicht Geld, elendes, erbärmliches Geld, um was es sich da handelte — Ja oder Nein?!"

„Ja — aber ich —"

„Genug! Und war's nicht das Testament Deiner Mutter, dem Du mich geopfert hast? Du schweigst? Nun, so weiß ich Alles — und Du kannst gehen!"

„Du weißt es nicht!" rief er. „Dein Vater hat Dir die Dinge dargestellt, wie sie ihm paßten. Die ganze Wahrheit darf ich Dir nicht enthüllen — ich darf nicht, und wenn ich Dich für immer verlieren sollte. Aber so höre denn wenigstens, was ich Dir sagen darf —"

„Kein Wort mehr!" rief sie und schritt an ihm vorbei. „Folge mir nicht!" befahl sie, sich zurückwendend. „Nun erst sind wir für immer fertig — fertig für's Leben!"

Als sie dem Vater am nächsten Morgen von dieser Begegnung berichtete, fügte sie hinzu: „Nun bin ich ganz genesen, und Du wirst nicht mehr über meinen Trübsinn klagen dürfen." Das war freilich noch nicht ganz die Wahrheit, aber doch der feste Entschluß einer starken Seele. Sie war des Schlimmsten ledig geworden, was eine solche Seele quälen kann, des Zweifels. Selbst Georgs heftigster Feind hätte die Unterredung nicht geflissentlicher zu seinen Ungunsten führen können, als er dies gethan. Er hatte die beiden Triebe, die nächst ihrer Jugendliebe stets die mächtigsten ihres Herzens gewesen, ihren Stolz und ihre Verehrung für den Vater, zur vollen Kraft aufgestachelt; nun konnte sie ihn hassen, ja verachten. Was hatte sie Alles aufgeboten, um sich seine Haltung zu erklären, wie hatte sie ihren Verstand, ihre Phantasie zermartert, um nur nicht an eine Niedrigkeit seinerseits glauben zu müssen, wie hatte sie ihr Gemüth lieber mit der Ahnung des Unheimlichsten beladen — und nun war es wirklich nur das Geld gewesen! Er aber hatte sie ein Jahr lang diese Qualen tragen lassen, um nur nicht das beschämende Geständniß ablegen zu müssen — ja noch mehr, er hatte sogar den Versuch gemacht, ihr die Wahrheit für immer zu verschleiern, und daß er jetzt die Unterredung mit ihr gesucht, war ja auch nur geschehen, um sie durch dunkle, verlogene Andeutungen über seine Erbärmlichkeit hinwegzutäuschen.

„Fertig!" wiederholte sie immer wieder, „fertig für's Leben!" Es war keine völlige Selbsttäuschung; sie war es noch nicht, aber zweifellos hätte sie nun vergessen und verwinden können. Daß sie es nicht vermochte, lag nicht an ihrer Schwäche, sondern weil ihre stärkste Stütze allmälig wankte und endlich zerbrach, das Vertrauen zu ihrem Vater.

Es war etwa drei Wochen nach jener Unterredung mit Georg, als sie in tiefer Nachtstunde durch ein Telegramm ihres Vaters geweckt wurde. Sie vermuthete, daß er ihr seine Ankunft aus Karlsbad melde, und war sehr bestürzt, als sie als Aufgabeort „Bahnhof München" las: er müsse auf Rath der Aerzte zur Nachkur schleunigst die Schweiz aufsuchen und erwarte sie im Hotel Bauer am See zu Zürich; sie möge ihm sofort mit ihrer Zofe nachgereist kommen. Dies erschreckte sie, nicht weil sie Zweifel an der Wahrheit seiner Mittheilung hegte, sondern im Gegentheil — wie bedenklich mußte sein Zustand sein, wenn er nicht einmal den geringen Umweg über Benkendorf gewagt, um sie abzuholen!

Auch der alte Fritz war bei der Kunde ganz fassungslos; „da hat's ein Unglück gegeben!" murmelte er, „ich hab's längst gefürchtet!" Der greise Mann hatte seit anderthalb Jahren, seit das Zerwürfniß mit Georg begonnen, kein Wort mehr zu ihr gesprochen, das sich nicht unbedingt auf seinen Dienst bezogen; er schien sehr unter diesem Zerwürfniß zu leiden, ja sogar ihr und ihrem Vater zu grollen; daß er nun so aufrichtige Theilnahme zeigte, rührte und erschreckte sie jetzt zugleich.

„Du glaubst also auch, daß er sehr krank ist?" rief sie erschreckt und faßte seine Hand.

„Nein, nein!" rief er heftig. Dann aber flehte der wunderliche Mensch trotzdem unter Thränen, ihn nach Zürich mitzunehmen. Dies konnte sie nicht gewähren, da der Vater ausdrücklich nur die Zofe als Begleiterin bestimmt und der Alte zudem in Benkendorf fast unentbehrlich war; aber als sie ihm dies erklärte und ihm für seine Treue dankte, rief er: „O, hätt' ich doch dies nicht erlebt!" um gleich darauf hinzuzufügen: „Hören Sie doch nicht auf mich alten Esel!"

Es sollte noch lange währen, bis sie den Schlüssel für diese Worte fand. Als sie in Zürich eintraf, fand sie den Vater so frisch und wohl, daß sie in dem Jubel darüber auch nicht das leiseste Wort des Vorwurfs aussprach, aber die Empfindung, daß er rücksichtslos gegen sie gehandelt, wollte doch nicht aus ihrem Herzen weichen. Sie verbrachten den Sommer am Vierwaldstätter See, dann im Engadin; er war zärtlich und liebreich, wie sonst, nur daß er zuweilen eine nervöse Unruhe verrieth, welche sie früher nicht an ihm gekannt. Da er sie in dieser Zeit wieder, wie schon oft zuvor, Documente unterschreiben ließ, welche sich auf Geldsachen bezogen, so vermuthete sie, daß ihn Sorgen dieser Art quälten, und las darum, gegen ihre Gewohnheit, eines dieser Schriftstücke, ehe sie es unterzeichnete, aufmerksam durch. Es war nichts darin, was sie erschrecken konnte, lediglich ein Auftrag an ein Wiener Bankhaus, ihr unter Adresse ihres Vaters eine größere Summe zu senden. „Geht dies ohne Weiteres?" fragte sie.—„Gewiß," erklärte er, „ich habe Dich, da ich nach dem Tode der Baronin Dein einziger Vormünder war, an Deinem zwanzigsten Geburtstag mündig erklären lassen." Sie unterschrieb und fand erst einige Tage später den Muth, ihn zu fragen, ob ihn Geldsorgen quälten. Er seufzte tief auf. „Wir sind nicht reich," erwiderte er, „aber arm auch nicht," fügte er hastig hinzu, „mache Dir doch ja keinen Kummer!"

Das war leichter gesagt, als befolgt, und ein anderer Umstand sorgte dafür, daß sie stets daran denken mußte. Schon früher hatte sie zuweilen die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß der Kreis, in dem sie an dem und jenem Orte verkehrten, ihren Vater desto kühler behandelte, je länger die Bekanntschaft währte; sie erklärte es sich seufzend durch jene kleinen Schwächen, die ja auch ihr nicht entgangen waren. Nun aber wich ihnen in St. Moriz Jeder, dem sie schon früher begegnet, nach Möglichkeit aus, und auch die neuen Bekannten zogen sich bald zurück; die Erscheinung war so sichtlich, daß sie endlich den Muth faßte, den Vater zu befragen. Er suchte es zu beschönigen, durch Zufälligkeiten zu erklären, und als sie widersprach, meinte er endlich: „Vielleicht, weil wir arm sind..." —„Das weiß nicht Jeder," erwiderte sie, „und ist Armuth eine Schande?"—„Ja, leider!" erwiderte er.

Dann aber beendete er das ihm unbequeme Gespräch durch Schluchzen—nun zweifele gar sein Kind an seiner Ehrenhaftigkeit! Sie begütigte ihn, so gut sie konnte und, wie es schien, mit Erfolg, ihr eigenes Gemüth wollte nicht mehr zur Ruhe kommen.

Bald sollte sie mehr quälen, als eine dunkle Ahnung. Der nächste Winter ward in Rom, in Florenz, endlich in Nervi bei Genua verbracht; die Unrast des Barons wuchs, sie jagte ihn schon nach kurzer Frist von Ort zu Ort. In dem Dörfchen an der Riviera schien er sich endlich leidlich wohl zu fühlen, sie bewohnten eine einsame Villa und traten mit den wenigen Fremden, die sich damals dort aufhielten, kaum in Verkehr; Sophie war es zufrieden, hingegen klagte der Baron oft über Langeweile und fuhr dann zur nahen Stadt. Bald verbrachte er die Abende regelmäßig in Genua; er habe dort einen charmanten Kreis gefunden, versicherte er. Aber die fröhlichen Abende sollten ein Ende mit Schrecken nehmen; eines Morgens erschien der Baron nicht beim Frühstück; sein Bett stand unberührt, und als Stunde um Stunde verstrichen war und Sophie eben in höchster Angst zur Stadt eilen wollte, um nach ihm zu forschen, erhielt sie aus Nizza seine Depesche, ihm sofort dahin zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

— Heiteres. Weibliche Diplomatie. Tochter (anscheinend entrüstet): „Ach, Mama, der Doktor hat mich so sehr beim Walzer an sich gedrückt." — Mutter (belehrend): „Laß ihn, laß ihn, so ist Dein Vater auch hineingefallen."

Terrorismus durch — Ratten.

Kürzlich ging eine Notiz durch die Presse, daß das berühmte County Aroostook in Maine von ganzen Heerschaaren Ratten heimgesucht sei. Aber nicht besser scheint es in mehreren anderen Gegenden an oder in der Nähe der atlantischen Küste zu stehen, wo die häßlichen Nagethiere allerdings stets stark vertreten gewesen sind, aber noch nie solches Unheil und solchen Schrecken erzeugt haben, wie gegenwärtig. In einem verzweiflungsvollen Bericht aus Norwich, Conn., heißt es:

Seit 200 Jahren ist diese Stadt, eine der ältesten an der Seeküste, fortwährend von Ratten „überlaufen", und es findet ein beständiger Kampf zwischen den zweibeinigen Einwohnern über, und den vierbeinigen Einwohnern unter der Erde statt. Letztere schwärmen jetzt förmlich umher, behaupten sich siegreich bis in die Dachstuben hinauf und bekunden eine colossale Frechheit. Wie viele Ratten es eigentlich hier gibt, davon hat der gewöhnliche Bürger gar keine Ahnung, und so lange ihm nicht seine eigenen Vorräthe „rattenkahl" aufgefressen werden, kümmert er sich auch nicht viel darum. Aber die Leute, welche an den Werften und in den Niederungen der Stadt Geschäfte haben, die kennen den Feind aus dem ff, die wissen, welche ungeheure Armee der langschwänzigen kleinen Teufel jeden Tag ungeduldig auf den Einbruch der Nacht wartet, um dann ihre fürchterliche Ernte zu halten! Ein alter Kaufmann in einer der Straßen der unteren Stadt, welcher allerdings gerade furchtbar aufgeregt und von „Vorurtheilen" befangen war, da ihm die Ratten in der vorigen Nacht ein ganzes Faß Schweinefleisch ruinirt hatten, gab zähneklappernd die Zahl der Ratten in unserer Stadt auf 400 Millionen an. Na, so arg ist es wohl nicht; aber drei der erfahrensten „Statistiker" von Norwich beziffern unsere Rattenbevölkerung auf 2 Millionen bis 250 Millionen! Das sind, wie man sieht, sehr schwankende Angaben, die aber jedenfalls dazu berechtigen, das Rattenheer „unzählig" zu nennen.

Man glaube übrigens nicht, daß die Ratten nur unter dem Schleier der Nacht ihre Schreckensthätigkeit entfalteten. In weniger hellen und nicht unausgesetzt betretenen Räumen treiben sie ihr Werk den ganzen lieben Tag. Kommt dann plötzlich Jemand unversehens an einen solchen Raum, dann hört er schon von Weitem das dämonische Nagen, und wenn er durch die Thüre kommt, starren ihm hunderte, ja tausende kleiner, glitzernder Aeuglein durch das Halbdunkel entgegen; im nächsten Augenblick hört er eine Unmasse hüpfender Füßchen und raschelnder Schwänze, die Kästen und Kisten klappern — und dann ist Alles still. Aber schon nach wenigen Minuten, wenn der zweibeinige Eindringling wieder fort ist, blüht das wimmelnde, pfeifende, raspelnde Leben von Neuem auf.

Natürlich werden auch alle möglichen Waffen gegen diesen furchtbaren Feind angewendet: Gift, Fallen, Revolver und Flinten. Dies ist vielleicht die einzige Gegend des Landes, in welcher auf Ratten öfters mit Flinten Jagd gemacht wird. Aber was hat das Alles geholfen? Es hat nicht einmal die Vermehrung der Rattenvölker zu verhindern vermocht.

Bei einigen der großen Ueberschwemmungen, denen die Stadt unterworfen war, z. B. 1870 und auch wieder im Frühling dieses Jahres, sind vielleicht hunderttausende von Ratten ertrunken. Häufig bot sich ein interessanter Anblick mitten in der Wassersnoth: Man sah auf umherschwimmenden Kisten, Brettern, Fässern u. s. w. ganze Haufen erschrockener Ratten hüpfen, welche ängstlich nach dem Ufer blickten, aber keinen Schwimmversuch wagten — offenbar, weil der reißende Strom zu voll von Eis war — und in die See hinausgetrieben wurden.

Neben der Ratte zeigt sich auch in allen Fluß- und Seestädten Neuenglands die „Moschusratte" sehr viel; die ist aber schon ein anständigerer Gegenstand. Man macht ihres Felles wegen, das 25 Cents bis $1 pro Stück bringt, gerne Jagd mit Falle und Flinte auf sie, sowohl bei Tag wie in mondhellen Nächten, in denen sie mit Vorliebe auf Teichen herumschwimmt.

Kriegsgerichtlicher Unfug.

„In keinem anderen civilisirten Lande gibt es einen Strafcoder, welcher den mit seiner Ausführung betrauten Personen eine so enorme Macht über die persönliche Freiheit des Betreffenden gestattet, wie bei uns." Diese denkwürdigen Worte spricht Oberst Guido N. Lieber, Oberanwalt in unserem Heere, in einem Bericht aus; und er fügt hinzu: „In einem Zeitalter, wo wir in allen anderen Beziehungen die persönliche Freiheit gegen Gewaltmißbrauch zu schützen suchen, ist es sonderbar, daß man Gesetze, welche dieselbe so schutzlos in die Hände der Militärbehörden legen, ruhig in unseren Gesetzesbüchern stehen läßt." Und Herr Lieber hat ja so Recht.

Unsere Kriegsgerichte, um die es sich dabei handelt, sind ein würdiger Zweig der amerikanischen Rechtspflege überhaupt, nur daß bei ihnen die Willkür sich noch toller breitmachen kann, als in den meisten anderen Departements. Der große und dabei unnöthige Spielraum, welcher diesen Kriegsgerichten in der Handhabung des Gesetzes gelassen wird, würde selbst dann etwas Ungeheuerliches sein, wenn wir permanente oder ständige Gerichtshöfe dieser Art hätten, deren Richter eigens für diesen Zweck ausgebildet und mit Rücksicht auf specielle Tüchtigkeit und geeignetes Temperament ausgewählt wären. Aber unsere Armeegerichte sind aus denjenigen Officieren zusammengesetzt, die gerade im Augenblick zur Verfügung stehen.

Während ein Armeegericht in einer Garnison versammelt ist, mag gleichzeitig ein anderes in einer anderen Garnison bei Behandlung eines gleichartigen Falles ganz verschieden verfahren und eine himmelweit verschiedene Strafe verhängen, und ein drittes wieder anders, u. s. w. Oberst Lieber klagt, daß man gar kein einheitliches System in unseren Armeegerichten entdecken könne, und in den verschiedenen Departements namentlich die Strafmaße ungeheuer von einander abweichen.

Das muß offenbar zu schlimmen Folgen führen, und hat schon zu solchen geführt. Abgesehen von dem schreienden Unrecht, welches darin liegt, erzeugt es nothwendigerweise beständig Unzufriedenheit bei den Truppen. Die Opfer solcher ungleichen Behandlungsweise, und mit ihnen viele Andere, können einem solchen System gegenüber unmöglich großes Pflichtgefühl mehr haben. Unter den vielen Fällen von Desertion in unserem Heere, über die erst kürzlich gejammert wurde, ist wahrscheinlich ein großer Theil direct hierauf zurückzuführen.

Erstaunlich groß ist bei uns alljährlich die Zahl der kriegsgerichtlichen Processe; sie belief sich im verflossenen Jahre auf 1730, in mehreren vorhergehenden Jahren noch bedeutend höher, z. B. 1885 auf 2328. Das sind aber nur die Processe vor dem General-Kriegsgericht. Wenn man sämmtliche Regiments- und Garnisons-Kriegsgerichtsverhandlungen mitrechnet, so ergeben sich für das vergangene Jahr 12,177 Fälle! Auf 100 Fälle kommen noch keine 2 Freisprechungen. Was soll daraus noch werden?

— Ueber eine furchtbare Explosion an Bord des französischen Petroleum-Tankdampfers „Ville de Calais" liegen der „Wes. Z." aus Calais folgende Nachrichten vor: Der Dampfer hatte die Einlöschung seiner Petroleumladung in die am äußersten Ende des Docks befindlichen Reservoirs beendigt und sollte nach Newcastle abgehen. Man hatte mit dem Einnehmen des Wasserballastes begonnen, als der erste Offizier und der dritte Maschinist in den Raum hinabstiegen. Wenige Augenblicke später schoß eine ungeheure Feuergarbe über hundert Meter in die Höhe, und es erfolgte eine furchtbare Explosion. Es ist anzunehmen, daß einer der beiden Unglücklichen durch Anzünden eines Lichtes die Explosion der Petroleumgase herbeigeführt hat. Die Folgen der Explosion waren schrecklich, bis in die Straßen der Stadt wurden die Schiffstrümmer geschleudert. Die Mannschaft der „Ville de Calais" bestand aus 29 Personen, wovon zur Zeit des Unfalles nur neun an Bord waren. Drei derselben, der erste Officier, der dritte Maschinist und ein Matrose, wurden getödtet. Zwei Schiffsjungen, welche sich gerade auf der Back befanden, sprangen über Bord und wurden gerettet. Einem Matrosen wurden beide Beine gebrochen. Das Schiff brach sofort in zwei Theile. Das Hintertheil, welches den Proviant und in einer Abtheilung einen Rest Petroleum enthielt, brannte die ganze Nacht. Glücklicherweise blieb es windstill, so daß das Dock und die übrigen im Hafen liegenden Schiffe vom Feuer verschont blieben. Der Dampfer „Ville de Calais" war mit 800,000 Frcs. versichert.

— In einem Melodrama, das seiner Zeit in einem Theater Londons zur Aufführung kam, wird ein Räuber vom alten Schlag, der Held des Stückes, festgenommen und enthauptet; nach der Hinrichtung zeigt man seinen Kopf auf einem in der Mitte der Bühne stehenden Tisch zur größten Freude aller Liebhaber starker Gemüthsbewegungen. Die Täuschung ist vollständig. Der Schauspieler sitzt unter dem Tisch und steckt durch ein in der Mitte desselben befindliches Loch den Kopf heraus, der in einer Schüssel zu liegen und in Blut gebadet zu sein scheint. Es gelang nun einem Spaßmacher unter den Schauspielern, gerade in dem Augenblick, als das Tuch von dem Kopfe weggenommen wurde, eine starke Dosis Schnupftabak auf den Tisch zu streuen. Man denke sich nun die Wirkung, als der Kopf des Hingerichteten plötzlich zu niesen anfing. Der ganze Saal brach in ein homerisches Gelächter aus. Die Heiterkeit erstreckte sich auch auf die Schauspieler, und selbst der Kopf mußte unter beständigem Niesen mitlachen. Endlich wurde der Vorhang herabgelassen und das Publikum, das herbeigekommen war, um dramatische Thränen zu vergießen, verließ in der heitersten Stimmung das Haus.

— Es gehört wohl sonst nicht zu den Seltenheiten, daß Herrschaften in ihrem Testament treuen Dienstboten als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit eine Summe Geldes hinterlassen; daß aber auch der entgegengesetzte Fall eintreten kann, beweist das Testament einer 63jährigen Köchin, Christina P. Dieselbe war 20 Jahre hindurch bei einem Berliner Kaufmann bedienstet gewesen und hatte sich vor einigen Jahren nach ihrem Heimathsstädtchen in Pommern zurückgezogen, ohne weiter von sich hören zu lassen. Ihrem früheren Brodherrn ging es aber in der letzten Zeit recht traurig; derselbe hatte sein Vermögen verloren und ernährte nur noch mühsam seine starke Familie von dem kargen Verdienst eines Provisionsreisenden. Zudem wurde seine Frau, welche redlich mitgearbeitet, schwer krank. Da erhielt er vor etwa 14 Tagen eine Zusendung des Erbschaftsgerichts in G., worin ihm mitgetheilt wurde, daß die unverehelichte Christiane P., welche vor vier Wochen gestorben, der Familie ihres früheren Dienstherrn ihr Gesammtvermögen in der Höhe von 12,000 Mark mit der bescheidenen Bedingung vermacht habe, daß ihr von den Erben ein Grabstein gesetzt werde.

— Eine köstliche Episode bildet seit ein paar Tagen den Gesprächsstoff unter den Aerzten des Allgemeinen Wiener Krankenhauses. Vor der Aufnahmekanzlei hielt ein mit Stroh gefülltes „Steirerwagerl", aus welchem mit Mühe und Noth ein Bäuerlein hervorkroch. Dem armen Manne war es übel ergangen. Mit einer eigenthümlich undeutlichen Stimme erzählte er seine Leidensgeschichte, wie er, um Obst zu pflücken, auf einen Baum gestiegen, plötzlich aber heruntergefallen sei und ein Bein gebrochen habe. Die Aerzte, welche den armen Teufel untersuchten, waren in der angenehmen Lage, ihm baldige Heilung versprechen zu können. Viel bedenklicher als der verhältnißmäßig harmlose Beinbruch erschien ihnen eine riesige Geschwulst, welche auf der rechten Backe des Patienten sichtbar war. Man untersuchte die krankhafte Stelle zunächst äußerlich. „Ah, es is eh nix," betheuerte das Bäuerlein wiederholt. Es mußte aber etwas sein, wenn sich vorläufig die Sache auch noch räthselhaft genug anließ und sich ein passender lateinischer Name für die unförmliche Geschwulst nicht gleich finden ließ. Inzwischen versicherte der Bauer fortwährend gutmüthig: „Ah, es is eh nix." Endlich fiel es einem der die Köpfe schüttelnden Aerzte ein, die Innenseite der Backe anzusehen, bei welcher Gelegenheit zum allgemeinen Erstaunen und zur allseitigen Heiterkeit—ein halbes Kilo Kautabak zum Vorschein kam, das der Patient, die strenge Diät des Spitals fürchtend, einzuschmuggeln beabsichtigt hatte. „Ja, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?" schrie den Feinschmecker vom Lande einer der Aerzte an, worauf der Bauer entschuldigend antwortete: „I hab' ja eh g'sagt, daß nix is!"

— Unter der Spitzmarke: Eine Dynamitbombe unter dem Quirinal bringt „Il Pretense" eine köstliche Episode zur Wirksamkeit der deutschen Geheimpolizei in Rom. Bekanntlich wurden, um dem Kaiser von seinen Gemächern einen freieren Ausblick auf die Siebenhügelstadt zu erschließen, dicht neben dem Quirinal mehrere alte Klöster eiligst abgerissen und an dieser Stelle die herrlichsten gärtnerischen Anpflanzungen gemacht. Kurz vor der Ankunft des Kaisers erschien in Rom der königl. Polizeidirektor Krüger, um sich durch Augenschein von der Sicherheit der Umgebung zu überzeugen. Zufällig bemerkte er unter einer prächtigen Cacteengruppe ein großes Loch, woraus er wohl schließen mochte, daß es der Eingang zu einem unterirdischen Minengange wäre. Sofort schlug er Alarm, und erst den bestimmten Erklärungen des Karabinieri-Oberst Tonelli gelang es, ihn von der Harmlosigkeit der Entdeckung zu überzeugen, indem derselbe dem pflichteifrigen Beamten versicherte, daß ganz Rom auf Katakomben und ähnlichen „Minengängen" errichtet sei. So entstand die sehr bald verbreitete Fabel, die deutsche Geheimpolizei habe in den Gärten des Quirinal eine Dynamitmine entdeckt!

— Nobel. Millionär: Was fehlt Dir, mein Sohn? Warum läßt Du so den Kopf hängen? — Sohn: Vater, ich möchte gerne ein berühmter Dichter werden. — Millionär: Na, warum nicht! Wieviel Bände „gesammelte Werke" soll ich Dir schreiben lassen?

Die preisgekrönte Schönheit.

Man hat in Spaa sie mit dem ersten Preise
Als schönstes Weib gekrönt, und nun begibt
Sie sich auf eine europäische Reise,
Zu zeigen sich, wo man zu sehen sie beliebt.
Da laufen denn die Meister und Gesellen,
Ein Weib zu sehn, an dem viel auszustellen!

— Die Gewehr-Instruktion. „Meine Herren! die heutige Instruktionsstunde ist dazu bestimmt, Ihnen mit die Charaktereigenschaften derjenigen bekannt zu machen, welche berufen ist, während Ihre Militärzeit Ihrem Herzen am nächsten zu stehen." Mit diesen Worten nahm der Instrukteur der jüngst eingetretenen Einjährig-Freiwilligen des Bataillons das auf dem blitzblank gescheuerten Stubentisch liegende Gewehr zur Hand und fuhr fort: „Diese Ihre eiserne Braut gleicht einer zart besaiteten Jungfrau, deren innere Eigenschaften Sie nun kennen lernen werden." Hierauf nahm der Gestrenge das Gewehr aus einander und legte die einzelnen Bestandtheile desselben behutsam auf ein Taschentuch, das ein Einjährig-Freiwilliger sich soeben erst in der Kantine gekauft hatte und dem die einzelnen Gewehrtheile aufgedruckt sind. „Ich will nicht hoffen, daß dieses Schnupftuch profanen Zwecken dient, Schulz, sonst müßte ich es Ihnen eventualiter waschen lassen, bevor Sie es in Gebrauch nehmen, denn die Jungfrau ist geölt," bemerkte der Sergeant, worauf der Einjährige lächelnd erwiderte: „Ich bin entschlossen, dies Taschentuch, das ich mir nur gekauft hatte, um es über meinem Bette in meiner Bude anzunageln, damit ich die Reize meiner neuen Braut stets beim Erwachen vor Augen habe, nöthigenfalls zu opfern." Nachdem nun jeder einzelne Gewehrtheil von den jungen Marssöhnen genau besehen war, zeigte der Instrukteur, wie das Gewehr zusammengesetzt und auseinandergenommen werden muß, und ließ sich dann das Gezeigte vormachen. Der Erste, den er sich auf das Gerathewohl aus der Schaar seiner Schüler heraussuchte, war ein blutjunger Mensch, der eben erst von der „Penne" gekommen war und sich Student nannte, obgleich er noch nicht einmal immatrikulirt war. Den Aermsten hatte das Vor- und Nachmittagsexerciren zu sehr angestrengt, und hinter dem breiten Rücken seines bärtigen Vordermannes war er dem Einschlafen nahe. „Herr," schrie ihn der Sergeant an, als der Schlafmüde, der nur mit halbem Ohr zugehört hatte, die Bezeichnungen der Schloßbestandtheile verwechselte, „Ihr Spiritus ist man sehr geringprocentig, aber dafor können Sie nicht; jeder kampirt so gut er kann. Setzen Sie sich und hören Sie zu, was Ihre Kameraden von meinen Vortrag sich ad notam genommen haben." Hierauf winkte der Gestrenge einen anderen Marsjünger zu sich heran, der die an ihn gerichteten Fragen so gut beantwortete, daß der Herr Sergeant ganz erstaunt ausrief: „Entweder sind Sie ein Wunderkind und Ihre „Verstehste" ist admirabel, oder Sie haben mit die Eisenbraut bereits früher schon ein intimes Verhältniß gehabt." Man lachte, selbst der ersterwähnte Einjährige konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, was den Gewaltigen aber zu ärgern schien, denn nun mußte der Unglückliche noch einmal über dasselbe Thema einen Vortrag halten, der aber den Sergeanten diesmal befriedigte. „Kind, wenn Sie blos an Dösigkeit leiden, kann ich Ihnen Ihr Gedächtniß auffrischen helfen, aber ich glaubte, Sie wären mit jener Gattung Krankheit behaftet, die der Lateiner Stultitia nennt, und gegen die alle Götter, also auch ich, vergebens kämpfen würde".... Damit schloß der Gewaltige die Instruktionsstunde.

(Berliner Tagblatt.)

— Cohn im Theater. — Nun, Cohn, wo kommen Sie denn her? — Ich? ich komm aus dem Theater.—So? Was haben sie gegeben? — 'Ne Mark hab ich gegeben — Se wissen doch, auf'n andern Platz geh' ich nich. — Ich meine, was für Stücke? — Nu, zwei Fufzigpfennigstücke. — Das Stück vom Theater, das Sie haben gesehen, will ich wissen. — Wie ich war drin, hab ich übersehen das ganze Theater, ausgenommen das Stück, was lag hinter mir. — Aus Ihnen wird man nich gescheidt! — Was haben sie gespielt im Theater? — Ja, wenn m'r nur gedurft, e kleinen Skat hätte ich schon gern gemacht, aber.... — Donner und Doria! — Was — für ein — Theaterstück — haben — die — Schauspieler aufgeführt? — Nu? weiß ich? Ich hab nur gehört, der zweite Akt spielt 14 Tage später, und da ich morgen wieder nach Leutomischel zurück muß sein, kann mer nich verlangen, daß ich so lange da sitzen bleiben soll.

— Bedenklicher Irrthum. — Der Lehrer Meyer ist ein eifriger Anthropologe und besitzt große Sammlungen. Aus dieser schickt er zu einer anthropologischen Ausstellung unter anderen Sachen einen Schädel von riesigen Dimensionen, der vielleicht einem Mammuth dermaleinst angehört hat oder sonst einem vorsintfluthlicher Thiere. Wie erschrickt Herr Meyer aber, als er beim Besuche der Ausstellung an eben diesem Schädel einen weißen Zettel befestigt erblickt mit der Aufschrift: „Schädel des Herrn Lehrers Meyer."

— Galante Justiz. Richter: „....Des Weiteren muß ich Sie bitten, Fräulein, zur Erledigung der nöthigen Formalitäten Ihr Alter anzugeben! (Fräulein schweigt lange.) Nun, ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen; in welchem Jahre haben Sie den ersten Ball besucht?" — Fräulein: „Im Jahre 1868!"—Richter: „Wie alt waren Sie da?"—Fräulein: „Sechzehn Jahre!"—Richter: „Das genügt — ich danke Ihnen!"

— Allzu wörtlich genommen. Bauer: I' möcht' e' paar Hosen, aber stark müssen's sein. — Verkäufer: Unsre Sachen sind alle außerordentlich dauerhaft, man kann sie jahrelang tragen, ohne daß sie sich abnützen. — Bauer: Hm, zum tragen kauf' ich mir die Hosen nit, ham Sie keine, die man auch anzieh'n kann?

— Das siebenjährige Aennchen fragt beim Anblick des Hundes einer befreundeten Familie: „Wie alt ist Caro?" „Sieben Jahre." „Ach, dann sind wir ja Zwillinge!" ruft die Kleine, freudig in die Hände klatschend.

— Sie kennt sich. Ella: Du müßtest doch eigentlich Dich leicht verheirathen, Du hast doch zwei ältere Brüder. — Lieschen: Nein eben Du, Du hast doch keinen, der — vor Dir die Männer warnt!

— Mütterlicher Rath. Mutter (zu ihrem Sohn, der zum Militär einberufen ist): „..Noch ein's, Toni, wenn s' ebba Krieg anfang'n, hernach sei g'scheidt und — misch' Dich nit drein!"

— Kasernenhofblüthe. Wachtmeister: Herrgott, sitzt der Mensch miserabel auf'm Pferd! 's eine Bein hat er vornen 'naus g'streckt und 's andere gar nit mit auf den Gaul genommen!

— Modern. Fuhrhalter: Also morgen Mittag um 12 schicke ich Ihnen die Brautkutsche. —Bräutigam: Ja, falls nichts draus wird, schicke ich Ihnen noch eine Rohrpostkarte.